

Joachim W. Storck

BEGEGNUNGEN

I

"Begegnungen" - der Titel dieses Vortrags läßt verschiedene Auslegungen zu. Bezogen auf den Anlaß des heutigen Abends, die Neueröffnung des *Museums für Literatur am Oberrhein*, spielt er darauf an, daß dieses Dichtermuseum dazu einlädt, den hier in bebilderten und gedruckten Objekten vorgestellten Autoren aus dem oberrheinischen Raum betrachtend und lesend zu begegnen. Manche mögen dabei Überraschungen erfahren; anderen werden Erinnerungen aufsteigen. Erinnerungen sind es auch, von denen ich heute zu handeln habe; Erinnerungen an einige der hier vertretenen Autoren; auch an einige prägende Lese-Eindrücke, die sich auf eine literarische Landschaft beziehen, der ich entstamme; und Erinnerungen an das Subjekt dieser Eindrücke selbst. Es spricht hier einer, der in Karlsruhe aufgewachsen ist, und der aus dem heutigen Ereignis, nach vielen Jahrzehnten des Fernseins, wieder mit einem Ambiente konfrontiert wird, das ihm fremd geworden war, aber nun zu erneuter, kritischer Vergegenwärtigung zwingt.

Orientiere ich meine Erinnerung zunächst an diesem Standort im Herzen unserer Stadt, dann gibt mir sogleich die architektonische Trias zu denken, in der hier drei unterschiedliche Bauepochen der einstigen badischen Residenzstadt aufeinander bezogen erscheinen. Immer noch beglückt der Anblick des unzerstört gebliebenen Weinbrenner-Baus, der klassizistischen *Münze*, auf die man Winckelmanns Wort von der "edlen Einfalt und stillen Größe" anwenden möchte; und ich bedenke dabei, daß die Schaffenszeit dieses bedeutenden Architekten sich mit jenen Jahrzehnten deckt, die Johann Peter Hebel in Karlsruhe gelebt und gewirkt hat. Schon in meiner Kindheit gehörte das *Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds* zu meiner Lieblingslektüre; und Hebels Prosa wie seine Lyrik sind mir bis heute lieb und teuer geblieben.

Zwiespältig war mein Verhältnis zur Architektur des Historismus aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie spiegelt so protzig den Geist ihrer Zeit wider, deren in der Folge der "Reichsgründung" zunehmende Hybris wir erst spät zu erkennen gelernt haben. Erst die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs und die Sünden des "Wiederaufbaus" lassen uns die baulichen Überbleibsel jener Epoche milder beurteilen; zumal dann, wenn sie, wie nun das hiesige, von Josef Durm 1882 erbaute PrinzMaxPalais, in sinnvoller Weise gefüllt und funktionalisiert werden.

In der Erinnerung persönlich nahe steht mir der dritte, gegenüber liegende Bau, der neben Hermann Billings halbzerstörter Häuserfront am Eingang der Baischstraße ein repräsentatives Dokument des Jugendstils geblieben ist. Er dient heute als Filiale der Südwestdeutschen Landesbank; aber jeder Kenner der Geschichte Karlsruhes weiß, daß er einst das Bankhaus Veit L. Homburger beherbergte, dessen beeindruckende Halle ich als Kind oft mit meiner Mutter betreten hatte. Es war unsere Bank; und meine Eltern waren mit einigen Mitgliedern der Familie Homburger befreundet; so mit dem Kunsthistoriker Otto Homburger, der später in die Schweiz emigrierte.¹ Ich erinnere mich noch an den Abschied von den letzten, hier verbliebenen Homburgers, als sie, nach der Pogromnacht vom November 1938, in ihrer leeren Wohnung in der Nähe des Haydn-Platzes auf ihren Koffern saßen.

Die Familie Homburger zählte zu den ältesten jüdischen Familien in Karlsruhe, die hier schon kurz nach der Gründung der Stadt (1722) eine markgräfllich privilegierte Ansiedlung finden konnten.² 1854 wurde das Bankhaus gegründet, in den Jahren 1899 bis 1901 das Gebäude in der oberen Karlstraße errichtet. Architekten waren Robert Curjel und Karl Moser, jenes unzertrennliche Gespann, dem Karlsruhe und die deutsch-schweizerische Region bedeutende Bauten zwischen Historismus, Jugendstil und beginnender Moderne verdanken; in Karlsruhe unter anderem die Christus-Kirche, die Lutherkirche, das Konzerthaus und verschiedene Jugendstil-Häuser in der Eisenlohrstraße; in Basel der Badische Bahnhof und das Casino; in Zürich die Kirche Fluntern, die Universität und das Kunsthaus. Auch die Curjels waren eine jüdische Familie in Karlsruhe, mit der mich frühe und spätere Erinnerungen verbinden.³

Was immer ich an künstlerischen oder literarischen Begegnungen aus frühesten Jahren erinnere, verdanke ich familiären Konstellationen. Daß ich überhaupt in Karlsruhe zur Welt kam, geht darauf zurück, daß mein Vater nach neunjähriger Tätigkeit an der Mannheimer Kunsthalle 1920 als Nachfolger des greisen Hans Thoma zum Direktor der Badischen Kunsthalle berufen wurde. Über sein hiesiges Wirken brauche ich kein Wort zu verlieren; Frau Dr. Angermeyer-Deubner hat ihm im jüngsten *Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg* eine überaus gründliche Darstellung gewidmet, aus der ich selbst noch viel habe lernen können;⁴ denn der frühe Tod meines Vaters hat mir keine eigenen Erinnerungen erlaubt; bereits mit drei Jahren mußte ich, seiner schweren Krankheit wegen, für einige Zeit zu meinen Verwandten nach Mannheim übersiedeln. Doch ich lebte dort durchaus im gleichen Milieu; mein Onkel, der Mannheimer Kunsthändler und frühe Filmtheoretiker Herbert Tannenbaum, war der engste Freund meines Vater seit ihrer gemeinsamen Tätigkeit an der Mannheimer Kunsthalle.⁵ Die Ferien verbrachten beide Familien gemeinsam, seitdem mein Onkel 1923 im südlichen Schwarzwald ein kleines Bauernhaus erworben hatte, das in den folgenden Jahren ein sommerlicher Begegnungs-

ort mit Künstlern, Musikern, Schriftstellern und Gelehrten war. Für mich selbst wurde in der Folge vor allem jener Kreis wichtig, der sich während der verschiedenen Kuraufenthalte meines Vaters in Badenweiler gebildet hatte. Dort waren zu Anfang der zwanziger Jahre der elsässische Schriftsteller René Schickele und die aus München gebürtige "Deutsch-Französin" Annette Kolb seßhaft geworden, mit denen man schon durch die gemeinsame frankophile und pazifistische Gesinnung verbunden war.⁶ Zu diesem Kreis stieß der in Karlsruhe wirkende badische Staatsrat, ehemalige Justizminister und spätere sozialdemokratische Reichstagabgeordnete Ludwig Marum, der als Fraktionsvorsitzender der SPD im badischen Landtag die Kunstpolitik meines Vaters, die im konservativen Beamtenmilieu von Karlsruhe zahlreiche Feinde hatte, rhetorisch unterstützte. Nachdem ich zum Einschulungsbeginn zu meiner Mutter nach Karlsruhe zurückgekehrt war, ging ich im Hause der Familie Marum in der Wendtstraße ein und aus, streifte auch gerne durch die Ateliers der befreundeten Maler: Hermann Goebel, Carl Dillinger, (der auch ein guter Pianist war und meine Mutter oft begleitete, wenn sie ihrer aufgegebenen Gesangslaufbahn nachtrauerte); August Babberger; nicht zu vergessen Gustav Wolf, einer der Lehrer Hap Grieshabers, bei dem gelegentlich der gleichfalls aus Karlsruhe stammende, in Heidelberg lebende Dichter Alfred Mombert auftauchte - zwei deutsche Juden, die ungemein "deutsch" wirkten, was sich auch in ihrer engen Verbindung mit dem "Romantiker-Kreis" um den Heidelberger Kulturphilosophen Richard Benz bezeugte, dem ferner - ein weiterer "Freund des Hauses" - auch der Karlsruher Kunsthistoriker Arthur von Schneider nahe stand.⁷ Wie die Genannten, so zählte auch der aus der Ukraine stammende Maler Wladimir Zabotin zu den Gästen im Schwarzwälder "Haus Tannenbaum", der in unserem Familien- und Freundeskreis als Porträtmaler gesucht war und der das Glück hatte, in dem damaligen Direktor der Landesfrauenklinik, Professor Georg Linzenmeier, einen unermüdlichen Förderer zu besitzen.⁸

Dieses knappe Namensgeflecht aus Kindheitstagen mag eine Vorstellung von Harmonie vermitteln; doch daß der Hintergrund alsbald ein bedrohlicher wurde, konnte schon der Volksschüler registrieren, wenn auf dem Schulhof ein zeitgenössischer Schlagertext in Verse mit badischer Syntax umgemodelt wurde:

Das ist das Lied der Arbeitslosen:
Auf dem Brüning seiner Glatz'
hat die "Notverordnung" Platz.

Das Jahr 1933 brachte nicht nur einen Einschnitt in das Leben der bislang erwähnten Personen, sondern auch für den jungen Viertkläßler, der nach Ostern in die Sexta des humanistischen Gymnasiums eintrat. Daß an dieser Schule, nur wenige Schritte von hier entfernt, der Verfasser jener Erzählungen, Anekdoten und belehrenden Texte, die mir schon damals eine Lieblingslek-

türe waren, als Lehrer der klassischen Sprachen und des Hebräischen, schließlich auch als Direktor gewirkt hatte,⁹ wurde mir nachgerade bewußt; aber je mehr mir dies schätzenswert erschien, desto weniger konnte ich begreifen, weshalb man, wenn es schon eines Namens für das einstige "Gymnasium illustre" bedurfte, nicht diesen wirklichen Humanisten, sondern ausgerechnet den "eisernen Kanzler" als Namensgeber ausgewählt hatte. Aber so ist es nun einmal gekommen; und da es zu jener Zeit geschah, mag dies weiterhin daran erinnern, daß auch die - mit Brecht zu sprechen - "finsternen Zeiten" ihre Spuren an dieser Schule hinterlassen haben.¹⁰ Es waren die Jahre meiner Schulzeit; und zumal das erste Schuljahr hat sich meinem Gedächtnis eingepreßt. Denn während die kommenden Monate mit Aufmärschen, Flaggenparaden und Jubelfeiern angefüllt waren, verloren die erwähnten Künstler, weil sie als "entartet" galten oder Juden waren, ihre Akademieprofessuren (oder sie wurden, wie Hermann Goebel, zurückgestuft), hatte René Schickele Deutschland bereits verlassen, war Annette Kolb auf der Flucht, zogen vor dem *Kunsthause* meines Onkels in Mannheim am 1. April SA-Männer auf, die Schilder trugen mit der Aufschrift: "Deutsche, kauft nicht bei Juden!". Am schockierendsten aber habe ich miterlebt, was in diesem Jahr des Un-Heils, das von "Heil!"-Rufen widerschallte, mit Ludwig Marum geschah. Als wiedergewählter Reichstagsabgeordneter wurde er bereits am 10. März in "Schutzhaft" genommen; und nach der Zustimmung auch der "bürgerlichen" Parteien zu Hitlers "Ermächtigungsgesetz" am 24. März, das den Nationalsozialisten die Aufhebung aller rechtsstaatlichen Sicherheiten gestattete, wurde am 16. Mai Ludwig Marum zusammen mit dem ehemaligen badischen Staatspräsidenten Adam Remmele und anderen demokratische Persönlichkeiten in einem vorbereiteten Schauzug durch die Straßen der Stadt ins Konzentrationslager Kislau überführt.¹¹ Ein Tag, nicht zu vergessen. Fast ein Jahr lang begleiteten meine Mutter und ich Joma Marum in ihrem Warten auf die Rückkehr ihres Mannes aus dem KZ. Sie war inzwischen in den "Dammerstock" umgezogen, jene von Walter Gropius Ende der zwanziger Jahre erbaute moderne Siedlung, die dem konservativen Milieu unserer Stadt als "kulturbolschewistisch" galt und die daher in der NS-Zeit durch Einbauten ihrer ursprünglichen Erscheinung teilweise beraubt wurde. Im April 1934 mußten wir erfahren, daß Ludwig Marum sich im Konzentrationslager erhängt habe. Niemand, der den Juristen und Politiker gekannt hatte, konnte damals daran glauben; der Sozios seiner Rechtsanwaltskanzlei, Dr. Albert Nachmann - sein Sohn Arnold blieb bis zu seiner Emigration 1936 mein Banknachbar im Bismarck-Gymnasium - konnte durch eine Untersuchung des Leichnams feststellen lassen, daß der Tote erwürgt worden war. Elisabeth Lunau-Marum, die durch ihre Versöhnungstätigkeit in ihrer Heimatstadt wohlbekannteste älteste Tochter des Ermordeten, die erst vor wenigen Monaten in ihrem Exil in New York gestorben ist und deren Urne im Karlsruher Ehrengrab ihres Vaters beigesetzt wurde, hat in ihrer Edition der *Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau* die Zusammenhänge sorgfältig dokumentiert.¹²

Unmittelbare Zeugnisse zu diesem Ereignis finden sich auch in den Tagebüchern des Freundes René Schickele, der die Ereignisse aus der Ferne miterlebt hat. Schon in Badenweiler hatte er beobachtet, was sich in Deutschland vorbereitete und was ihn dann auch von früheren Kollegen trennen sollte. Am 12. Juni 1932 notierte er ein Gespräch mit einem unserer schon erwähnten Freunde:¹³

"Zum Tee Arthur von Schneider. (...) Er erzählte, der Maler v. Freihold sei ein Anhänger Hitlers, ganz unduldsam (er wirft [Hermann] Burte Feigheit vor, weil er 'nur' dem 'Stahlhelm' angehöre), Emil Strauß vergieße in den nationalsozialistischen Versammlungen Tränen der Rührung ... v. Freihold hat alles von den französischen Impressionisten gelernt, verdankt ihnen Schaffensglück und Existenz. (...) Für Emil Strauß trat als erster der Jude S[amuel] Fischer ein. Bei ihm erlebte er seine größten Erfolge."

Schon an dieser Eintragung lassen sich die Verwirrungen und Abgrenzungen in der oberrheinischen Dichterlandschaft, von denen in häuslichen Gesprächen um 1933 viel die Rede war, deutlich erkennen. Besonders berührt hat mich viele Jahre später, was ich in den postum veröffentlichten Briefen habe lesen können, den die Badenweiler Nachbarn damals miteinander wechselten, als Annette Kolb noch in ihrem Häuschen weilte, während Schickele bereits mit seiner Familie nach Südfrankreich gezogen war. Was damals wenigstens in den eigenen vier Wänden empfunden wurde, fand ich hier ungeschminkt formuliert. Am 10. Februar 1933 schrieb Annette Kolb an Schickele:¹⁴

"Ja, die Geister haben sich geschieden, aber es hilft uns nicht mehr. (...) Man muß es trotzdem sagen, aber René: seitdem ich - *einmal und nicht wieder* - diese gemeine, diese niederträchtige Stimme am Radio hörte, diesen Ton eines Domestiken, schäme ich mich für jeden viertelgebildeten Deutschen, der ihr Gefolgschaft leistet. Und es gibt Gebildete genug."

Wenige Tage später befand sich die Schriftstellerin auf der Flucht, erst in Luxemburg, dann in Basel, schließlich in Paris. Dorthin schilderte ihr Schickele im folgenden Jahr eine ganz ähnliche Erfahrung:¹⁵

"Annette, ich habe ein furchtbares Erlebnis gehabt. Vorgestern habe ich im Radio (...) die Reichstagsrede des grossen Mannes gehört. Es war das erstemal, daß ich ihn hörte. Grauenhaft! Ein Tierbändiger, der mit Peitsche und Pistole im Käfig herumgeht. Zwei- oder dreimal verspürte ich *Angst* wie als Kind, wenn ich dem Fleischerhund begegnete. Seine Technik: sorgfältig gesteigerte Wutausbrüche. Er schäumte, und zuletzt überschrie er sich dauernd. Wenn er eine Pause machte, hörte man das dreimalige massive 'Heil' der andern. Es klang wie eine dreimalige Gewehrsalve. (...)

(...) Schau nicht über den Rhein, liebste Annette, kehre ihm den Rücken. Das endet, sage ich Dir, mit einem weltgeschichtlichen Lustmord. Denn die Opfer lieben ihren Henker - sie lieben ihn!!"

Dies war die *eine* Seite, die innen gehegte Empfindung, die man mit den engsten Freunden teilte. Häusliche Lektüre vermochte sie zu befestigen. Gerade zum Eintritt ins Gymnasium erhielt ich ein Buch geschenkt, das, noch vor 1933 erschienen, mir jahrelang ein unentbehrlicher Begleiter wurde, weil es das Gegengift zu dem enthielt, was einem in der Schule oder in den "gleichgeschalteten" Medien jener Zeit vermittelt wurde. Es hieß *Jugend und Welt*, war herausgegeben von Rudolf Arnheim, dem heute noch als über Neunzigjähriger in den Vereinigten Staaten lebenden Kunst- und Kulturkritiker; ein Buch, das mir die Begegnung mit Autoren vermittelte, die von nun an hiezulande zu den Verbotenen und Verschwiegenen gehören sollten: mit Lion Feuchtwanger, Arthur Holitscher, Egon Erwin Kisch, Berta Lask, Else Lasker-Schüler, Carl von Ossietzky, Jakob Wassermann und vielen anderen. Besonders beeindruckte mich ein Beitrag von Peter Panter - alias Kurt Tucholsky - unter dem Titel "Wir von der Unter-Tertia", bei dem ich mir den letzten Abschnitt dick angestrichen habe:¹⁶

"Und werft euch nicht in die Brust und ruft nicht: 'Wir von der Unter-Tertia'. Und seid keine Hammelherde, die hinter einem Leithammel herläuft - sondern bleibt ruhig und gelassen und behaltet einen klaren Kopf, wenn eine Masse tobt."

Eine Maxime, die mir heute noch beherzigenswert erscheint für jeden Menschen, der sich in allen Kollektiv-Verführungen unserer Tage seine geistige Distanz und Unabhängigkeit bewahren will.

Die *andere* Seite, soweit sie durch die staatlich gegängelte Schule repräsentiert wurde, mögen einige Zitate zum Deutsch-Unterricht kenntlich machen, die ich der Festschrift zum Jubiläum *350 Jahre Gymnasium Karlsruhe* entnehme, an welchem Anlaß ich just als Unter-Tertianer selbst teilgenommen habe. Zu der "Aufgabe (...), in das germanische Altertum und den Geist des deutschen Mittelalters einzuführen", heißt es dort:¹⁷

"Die Hermannsschlacht befreite den deutschen Boden, aber an den Grenzen stand vormarschbereit die Sprache und Kultur der Römer. Das bedingt eine ewige geistige Hermannsschlacht, die immer von neuem geschlagen werden muß. Die deutsche Art muß zeigen, ob sie groß genug war, um diesem geistesgewaltigen Gegner die Stirn zu bieten und ihn in ihren Dienst zu zwingen."

Zu Lessing - ja, zu Lessing, aber beileibe nicht zu *Nathan dem Weisen*, der uns verschwiegen wurde - und zu Herder liest man an anderer Stelle:¹⁸

"Lessing eröffnet den Kampf gegen die Herrschaft französischer Kunst und Art (...) Mit noch tieferer Einsicht in die Wesensverschiedenheit zwischen deutsch-germanischem und französisch-

romanischem Geist focht Herder mit aller Leidenschaft gegen alles Artfremde. (...) So steht nun also Front gegen Front: der deutsche Volksgeist erhebt sich in Herder gegen den romanischen."

Das wurde einem Schüler zugemutet, in dessen Elternhaus die am Oberrhein niedergeschriebenen Bücher René Schickeles und Annette Kolbs standen, welche sich gerade um eine Vermittlung zwischen deutschem und französischem Geist bemühten. Es war für einen heranwachsenden Menschen nicht leicht, eine solche Spannung zwischen zwei so antagonistischen Positionen und Milieus auszuhalten, die zugleich eine Spannung war zwischen der bedrohlichen Außenwelt und der bedrohten Innenwelt. Man war von früh an gezwungen, ein "Doppelleben" zu führen, um hier einen Begriff von Gottfried Benn anzuwenden. Mein Landsmann und Gnerationsgenosse Harry Pross hat vor wenigen Jahren unter dem Titel *Memoiren eines Inländers* Erinnerungen veröffentlicht, deren erster Teil seiner Kindheit und Jugend in Karlsruhe gewidmet ist.¹⁹ Vieles erkenne ich in diesem lesenswerten Buch wieder; auch manche Menschen, die unsere gemeinsamen Freunde oder Bekannte waren. Wenngleich unsere familiäre Herkunft Unterschiede aufwies, die vor allem darin bestanden, daß ein wesentlicher Teil meiner gemischten Familie jüdisch war und ich mich dadurch unmittelbar einbezogen fand in das Schicksal der Opfer jener Zeit - , so haben wir doch beide für unser weiteres Leben und Wirken die gleichen, entschiedenen Konsequenzen gezogen.

II

Lassen Sie mich im Folgenden noch ein paar weitere, Stationen des Lebens bildende Begegnungen heraufrufen, die später auch von literarischer Relevanz geworden sind. Denn - dies sei vorweggenommen - meine endliche Zuwendung zur deutschen Literaturgeschichte, in deren bleibenden Erscheinungen ich das andere, im Goetheschen Sinne weltbürgerliche Deutschland aufgehoben sah, erfuhr ihren Antrieb aus jenen frühen Erlebnissen, die mit dieser Stadt zusammenhängen; und mit der südwestdeutschen Landschaft insgesamt, die für mein Empfinden freundnachbarlich ins nahe und geliebte Frankreich hinüberleitet.

Im Winter 1935/36 fuhr ich mit meiner Mutter, eingeladen von einem jüdischen Freund, der bis 1933 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe gewirkt hatte, nach Paris. Dort besuchten wir nicht nur in Boulogne-sur-Seine die Witwe Ludwig Marums und ihren Sohn Hans, die inzwischen, wie auch Elisabeth und die jüngste Tochter Brigitte, nach Frankreich emigriert waren; es gab auch ein Wiedersehen mit Annette Kolb, die mit Hilfe von Freunden in der rue Casimir Périer eine Wohnung hatte beziehen können. Lannatsch, so hieß Schickeles Frau unter Freunden, war es 1933 noch gelungen, den Flügel Annettens aus Badenweiler nach Paris transportieren zu lassen; und so tat uns die musikalische Schriftstellerin auch die Ehre an, ihrem Klavierspiel - ei-

ner Mozartsonate - lauschen zu dürfen. Annette Kolb hat nach dem Kriege in einem kleinen Büchlein, *Memento* betitelt, die Jahre ihres Exils mit der zweimaligen Flucht 1933 und 1940 beschrieben. Darin findet sich bei ihrer Schilderung der Pariser Zeit eine Stelle, worin es heißt:²⁰ "Schwer mit Kleinodien für jüdische Freunde behangen, die aus Deutschland heraus durften, aber alles zurücklassen mußten, stieg eine junge Karlsruherin bei mir ab." Diese "junge Karlsruherin" war meine Mutter; und der Schmuck gehörte ihrer Freundin Eva Bernheimer aus der Bachstraße.²¹ Ihre beiden Söhne Wolfgang und Georg zählten zu den Spielgefährten meiner Kindheit; der jüngere, Georg, ist 1944 als amerikanischer Soldat in der Normandie gefallen.

1936 war das letzte Jahr, in dem unsere Familien einen gemeinsamen Sommer in der Abgeschiedenheit eines Schwarzwalddorfes verbringen konnten. Ein Höhepunkt war damals der Besuch Martin Bubers mit seiner Frau Paula und den beiden Enkelinnen Barbara und Judith. Wir hatten die Bubers schon von Mannheim aus in ihrem Häuschen in Heppenheim an der Bergstraße besucht - regional gesehen, gehört der jüdische Philosoph und deutsche Sprachkünstler ja auch ein wenig in die oberrheinische Literaturlandschaft. Damals drängte es mich - obwohl ich insgeheim auch ein Auge auf die zarte Judith geworfen hatte - , den weisen Mann mit seinem Prophetenbart zu fragen, wie er darauf gekommen sei, die *Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse* zu verdeutschen, jenes Schülers des chinesischen Philosophen Lao-Tse, der die Lehre des Taoismus am reinsten formuliert hatte.²² Ich beschäftigte mich in jenen Jahren viel mit China, seiner Geschichte und Kultur, schuf mir auch dadurch eine innere Gegen-Welt zur äußeren, die im Zeichen des Hakenkreuzes stand; ließ mich später sogar durch einen chinesischen Studenten an der Technischen Hochschule, mit dem ich leidenschaftlich die Empörung über den japanischen Aggressionskrieg gegen China teilte, ins Chinesische einführen, was leider durch den Beginn des Krieges ein vorzeitiges Ende fand.

Den kommenden Krieg sahen wir lange voraus. Wie sollte man ihn auch übersehen können, wenn die ganze Erziehung, in der Schule oder in den zahlreichen NS-Organisationen, auf die Vorbereitung zum Krieg hinauslief? Selbst der Griechisch-Unterricht stand bei einigen Lehrern in diesem Zeichen, was ein weiteres Zitat aus der genannten Festschrift verdeutlichen mag:²³

"Dieses Volkes Kampf um seine völkischen und sittlichen Grundlagen ist der Menschheitskampf, den arische Kultur damals erstmals im Süden ausgefochten hat. Auch wir werden ihn nochmals auszufechten haben. Das wird täglich klarer. [1936 geschrieben!] Haben wir dann Zeit und Führer begriffen, haben wir dann aus Anschauen und Erleben der Geschichte (...) den Willen zur Tat gewonnen, dann wird uns die olympische Flamme leuchten zu einem *agón*, einem Kampf, in dem sittliche, körperliche, geistige Kräfte einsatz-abwehr-bereit, tod-sieggewillt stehen, dessen heiliges Feuer noch einmal ein machtvoll lebendiges Volk einig zusammenglüht."

Man hört -: Schickeles apokalyptische Vision von einem "weltgeschichtlichen Lustmord" war nicht aus der Luft gegriffen.

Kaum war die Olympiade des Sommers 1936 vorüber, verstärkten sich die antijüdischen Schikanen, die bereits 1935 durch die kriminellen "Nürnberger Gesetze" sanktioniert worden waren. Das Mannheimer *Kunsthau*s war nicht mehr zu halten, obgleich mein Onkel, der während des Ersten Weltkriegs vier Jahre lang an der Westfront eingesetzt und mehrmals verwundet worden war, noch 1934 "im Auftrag des Führers und Reichskanzlers" das "Ehrenkreuz für Frontkämpfer" erhalten hatte.²⁴ 1937 emigrierte die Familie Tannenbaum nach Holland; ich selbst blieb bei meiner Mutter in Karlsruhe; zu meinem Kummer, denn ich war mit meiner Cousine wie mit einer Schwester aufgewachsen. Es blieben uns gemeinsam verbrachte Schulferien in Holland und in der Schweiz; doch Auslandsreisen wurden immer schwieriger, sie waren nur mit List, mit fingierten Einladungen und nach demütigenden Verhören durch die HJ-"Bann-Führung" durchzusetzen. Jede Rückfahrt glich der Rückkehr in ein Gefängnis.

Im Herbst 1938 war die Kriegsgefahr zum ersten Mal akut. Als sie durch die Münchner Kapitulation der Westmächte vor Hitler nochmals abgewendet worden war, schrieb Schickele - die Gefühle der Freunde hüben und drüben zusammenfassend - in einem Brief an seinen Sohn Rainer in die Vereinigten Staaten:²⁵

"Alle Welt atmet auf, und sicher ist alles besser als ein Krieg, aber nicht nur Frankreich, die Moral, der Anstand, die Vertragstreue, kurz, alle sittlichen Eigenschaften, die immerhin im Leben der Völker noch gelten, gehn als scheußliche Krüppel aus diesem Frieden hervor - wobei es sich fragt, ob es überhaupt ein Friede ist und nicht etwa nur ein kurzer Waffenstillstand ...".

Und so kam es auch. Doch zuvor geschah noch anderes. Am 10. November 1938 radelte ich wie gewohnt zur Schule. Dort wurde geflüstert, daß in der Nacht die große Synagoge in der Kronenstraße von SA-Männern angezündet worden sei. Josef Durm, der Architekt des PrinzMaxPalais, hatte sie 1875 erbaut, nachdem die nach Plänen von Weinbrenner errichtete alte Synagoge einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen war. Mittags fand ich meine Mutter nicht zuhause; sie war auf der Suche nach jüdischen Freunden. In der Eisenlohrstraße, bei Franz und Ella Blumenfeld, waren die Fensterscheiben eingeschlagen, Möbel auf die Straße geworfen; niemand war zuhause. Franz Blumenfeld, Bankdirektor im Hause Veit L.Homburger,²⁶ war mit anderen jüdischen Männern zum Polizeipräsidium geschleppt und mißhandelt worden; später kamen alle ins Konzentrationslager Dachau. Nach Wochen kam der Freund der Familie zurück. Sein Anblick entsetzte mich; sein Kopf war kahlgeschoren. Seitdem bin ich gegen das Kahlscheren von Männerköpfen allergisch. - Noch anderes war bestürzend: die Spuren der sogenannten "Reichskristall-

nacht". Jüdische Geschäfte, darunter die Kunstgalerie Moos in der Kaiserstraße,²⁷ waren demoliert; ihre Auslagen geplündert oder zerschlagen. Ein Vandalensturm hatte sich über Karlsruhe entladen. Wie konnte man einen solchen Tag der Schande vergessen? Niemand wagte aufzubegehren. Nur einer unserer Lehrer vermochte sein inneres Entsetzen nicht ganz zu unterdrücken. "Nein, das war nicht gut", wiederholte er ein paarmal. Es war unser damaliger Griechischlehrer Professor Becht; wegen seiner untersetzten Gestalt und seines Temperaments trug er bei den Schülern den Spitznamen "Napoleon". Wenige Monate später mußte ich noch erfahren, daß mein früherer Kinderarzt, Professor Lust, in dessen Wartezimmer in der Bachstraße ich immer einen kleinen Springbrunnen bewundert habe und der 1938, nach einem auferlegten Berufsverbot, nach Baden-Baden gezogen war, seinem Leben ein Ende gemacht hatte.²⁸

1939: das letzte Familientreffen in der Schweiz, der Schock des Hitler-Stalin-Paktes, der Überfall auf Polen. Danach die "drôle de guerre", die scheinbare Rückkehr zur Normalität, der Fortgang des "Doppellebens". Am Morgen des 10. Mai 1940 versammelten sich die Schüler in der Aula, um die Sondermeldung vom Beginn des "Westfeldzugs" zu vernehmen. Ohne Warnung war die deutsche Wehrmacht in die neutralen Länder Belgien und Holland eingefallen. Die dorthin Emigrierten, darunter meine eigenen Verwandten, saßen wieder in der Falle der Verfolger. Jubel ringsum; aber Verzweiflung im eigenen Inneren. Dann der niemals geglaubte rasche Zusammenbruch Frankreichs. Was mag aus den dorthin Geflohenen geworden ein? René Schickele war bereits im Januar im südfranzösischen Vence gestorben. Aber Annette Kolb? Und die Marums? Erst viel später erfuhren wir, was sie durchmachen mußten; wer von ihnen entkommen konnte. Elisabeth Lunau-Marum hat dies in ihrer im vergangenen Jahr erschienenen Publikation *Boches ici, Juifs là-bas* auf bewegende Weise dokumentiert; für die Geretteten wie für die Ermordeten.²⁹ Unter den letzteren war die jüngste Schwester Brigitte, die ins Vernichtungslager Sobibor verschleppt und dort vergast wurde. Zu den vielen, die, ein solches Schicksal befürchtend, in Verzweiflung ihrem Leben ein Ende setzten, zählte auch der in Karlsruhe geborene und aufgewachsene expressionistische Dichter und "Prophet der Avantgarde" Carl Einstein.³⁰ Daß in Karlsruhe, in der Riefstahlstraße 4, im April 1940 auch die Witwe des Architekten Robert Curjel den Freitod wählte,³¹ um der Verschleppung der letzten badischen Juden in das südfranzösische Konzentrationslager Gurs zu entgehen, erfuhr ich erst später; denn damals trug ich selbst bereits die Uniform der Wehrmacht. Zu den nach Gurs Verschleppten gehörte auch Alfred Mombert. Seinen Schweizer mäzenatischen Freunden, den Brüdern Reinhart aus Winterthur, gelang es in letzter Minute, den Dichter in die Schweiz zu holen; doch er erlag dort bald den Nachwirkungen seiner Haft.

Nach fast zwei Jahren in Rußland, als Zeuge eines Vernichtungskrieges, lag ich im April 1943, nach schwerer Verwundung, in einem Lazarett im südpolnischen Radom, als ich dort durch Sanitäter vom Aufstand und Untergang des Warschauer Ghettos erfuhr. Die furchtbaren Nachrichten lockerten die Zungen der Zimmergenossen; und ein Oberleutnant - im Zivilberuf evangelischer Pastor - berichtete, wie er im Herbst 1941 in Kiew den Zug von mehr als zehntausend Juden beobachten mußte, die dann in der Schlucht von Babij Jar einem stundenlangen furchtbaren Massaker zum Opfer fielen. (Dem Leser Paul Celans, aber auch des russischen Dichters Jewtuschenko, wird der Name dieser Schädelstätte erinnerlich sein). Ein vierter in der Runde des Lazarettzimmers, ein bislang gläubiger Hauptmann, stammelte erschüttert: wenn dies alles wahr sei, dann dürften wir nicht mehr einen deutschen Sieg wünschen - eine Einsicht, die wahrlich Allgemeingut hätte werden sollen.

In Johann Peter Hebels *Schatzkästlein* findet sich eine Erzählung, die mich seitdem immer besonders bewegt hat. Sie gibt gleichsam das Paradigma eines Kriegsverbrechens wider, auch wenn dieser Begriff in unserem Jahrhundert noch ganz andere, für den Rheinländischen Hausfreund wohl unvorstellbare Dimensionen angenommen hat. *Der Husar in Neiße* - so der Titel - ist darin der Täter; der einzig Überlebende der Opfer ist ein Franzose, der nach Jahrzehnten, inzwischen selbst ein Sergeant, dem "bösen Menschen" wieder begegnet. Der Schluß des Textes zeigt uns beispielhaft die Menschlichkeit unseres pädagogischen Erzählers und die schlichte Makellosigkeit seiner Sprache:³²

"Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: 'Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen', und freut sich schon darauf. Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: 'Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davongekommen, das verzeihe dir Gott.' - Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zuleide zu tun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zumut, als wenn er vor dem Jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von der Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts tun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst.

III

Der 8. April 1945 war für mich der Tag der Befreiung. An diesem Tag besetzten die Amerikaner Göttingen, wo ich damals wiederum im Lazarett lag. In dem dort begonnenen Studium brach sich ein leidenschaftliches Orientierungsbedürfnis Bahn, dem die materiellen Nöte jener Zeit fast gleichgültig waren; denn der Geist durfte eine Luft der Freiheit genießen. Begegnungen häuften sich: in der endlich wieder möglichen Lektüre, die vor allem nach bislang verbotenen Büchern griff - nach Thomas Mann, nach den Expressionisten, nach dem zunächst noch unzugänglichen Kafka; vor allem aber in sich neu bildenden Freundschaften oder im lernenden Umgang mit unkorrupt gebliebenen Lehrerpersönlichkeiten. Wilhelm Hennis, damals mein Kollege im Redaktionsausschuß der (von Dozenten und Studenten herausgegebenen) *Göttinger Universitäts-Zeitung*, hat erst vor kurzem in einem Freiburger Vortrag die Aufbruchstimmung der ersten Göttinger Nachkriegssemester anschaulich geschildert.³³ Aus Gesundheitsgründen mußte ich 1947 Göttingen verlassen, um mich, nach einem ersten Intermezzo an der Freiburger Universität, bei Freunden in der Schweiz auszukurieren und dies gleich auch mit zwei Studiensemestern an der Zürcher Universität zu verbinden. Da ich in den folgenden Jahren Karlsruhe meist umgangen habe, will ich mich nur noch auf wenige "Begegnungen" beschränken, die einen Bezug zu dem bisher Gesagten haben. Gerade in Zürich trat mir Karlsruhe mit seiner Vergangenheit wieder entgegen, als ich dort im Hause von Hans Curjel, dem Sohn des Karlsruher Architekten, und seiner Frau Yella ein Jahr lang aus und ein ging. Hans Curjel, ein Avantgardist par excellence, konnte mir viel von meinem Vater erzählen, dessen Assistent er in den zwanziger Jahre gewesen war, bis er zum Theater überwechselte; zuerst zu Luise Dumont nach Düsseldorf ging, sodann zu Otto Klemperer an die Berliner Kroll-Oper, deren Geschichte er später beschrieben hat. Kurz bevor ich in die Schweiz kam, hatte Curjel dem gerade aus den USA eingetroffenen Bertolt Brecht sein damaliges Theater in Chur für die Aufführung seines *Antigone*-Modells zur Verfügung gestellt, mit der der Stückeschreiber seine Rückkehr auf europäische Bühnen einleitete.³⁴ Curjel bereitete damals eine Aufführung von *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* im Teatro La Fenice in Venedig vor. Eine Studentengruppe diskutierte, als Gegengewicht zu Emil Staigers brillanter Goethe-Vorlesung, Brechts noch unveröffentlichtes "Kleines Organon für das Theater". Zweimal kam der greise belgische Architekt Henry van de Velde, ein Zeitgenosse Robert Curjels, in die Limmat-Stadt; Hans Curjel sollte später dessen Erinnerungen edieren. Sein einstiger Münchner Studienkollege Siegfried Giedion trug an der Eidgenössischen Technischen Hochschule seine amerikanischen Erfahrungen vor; seine Frau Carola Giedion-Welcker versammelte, synthetisch orientiert, die dichterisch-malerischen *Poètes à l'écart*.³⁵ Also Avantgarde allerwege.

Nach Freiburg zurückgekehrt, traf ich den gleichfalls aus Karlsruhe stammenden Lyriker Rainer Maria Gerhardt wieder, den uns allzu früh durch seinen Freitod Entrückten, der neben Claus Bremer und anderen zu einer Gruppe junger Literaten zählte, die der Freiburger Literaturwissenschaftler Erich Ruprecht um sich geschart hatte. "rmg", wie Gerhardt sich meist nannte, bereitete zusammen mit seiner Frau Renate eine "internationale revue für moderne dichtung" vor, in der bereits etablierte Poeten von übernationalem Rang - darunter Henri Michaux, Aime Césaire, Saint-John Perse, Ezra Pound und William Carlos Williams - mit jüngeren deutschen Autoren zusammengebracht werden sollten.³⁶ Das erste Heft erschien 1951 just zu dem Zeitpunkt, als ich meine erste Reise nach England und Frankreich antrat; und gerne kam ich Gerhardts Bitte nach, bei den deutschen Exilautoren in diesen Ländern für das neue Periodikum und die Idealisten, die es vorbereitet hatten, zu werben. Es brachte mich in London mit jenen Namen zusammen, die ich mir schon in Deutschland notiert hatte: Hilde Spiel, Peter de Mendelssohn, Bruno Adler (alias Urban Roedl), Erich Heller, Hans Flesch, Michael Hamburger und andere. Hilde Spiel schickte mich weiter nach Dartmouth Park Road, wo damals der Wiener Emigrant Erich Fried wohnte (wir haben uns später von Zeit zu Zeit in London oder Wien wiedergetroffen); und für meine Rückfahrt über Paris, wo ich Annette Kolb wiedersehen sollte, gab sie mir die Anschrift eines bei uns noch unbekanntem Lyrikers mit, den sie bereits 1948 im Umkreis der Wiener Literaturzeitschrift *Plan* kennen gelernt hatte. Es war Paul Celan, den ich dann Anfang November in der Rue des Ecoles, wo er damals wohnte, aufgesucht habe. Die Gedichte, die er mir vorlas, sollten im folgenden Jahr in dem Band *Mohn und Gedächtnis* erscheinen. Wir trafen uns noch mehrfach, da er mich unter anderem mit der Malerin Lou Albert-Lasard bekannt machen wollte, die während des Ersten Weltkriegs die Geliebte Rilkes gewesen war. Was die letzte große Liebe Rilkes aus dessen Schweizer Jahren betraf - die Malerin Baladine Klossowska -, so war diese tatsächlich der Anlaß für einen Streit mit dem befreundeten Dichter, den Annette Kolb während Rilkes letztem Besuch 1925 in Paris vom Zaune gebrochen hatte. Das erzählte sie mir jedenfalls bei unserem ersten Wiedersehen in Paris, wo sie im Hôtel Cayré am Anfang des Boulevard Raspail wohnte. Später wechselte sie zwischen Aufhalten in Paris, ihrem Häuschen in Badenweiler - das sie wieder beziehen konnte - und München; ihre Aufenthalte in Badenweiler, wohin auch Anna Schickele mit dem Nachlaß ihres Mannes zurückgekehrt war, gab mir immer wieder Gelegenheit, die beiden Damen von Freiburg aus zu besuchen.

Als ich Paul Celan im Herbst 1959 wieder traf, kamen wir neben anderem auch auf einen anderen berühmten Karlsruher zu sprechen, dem unser Museum - damals noch in der Röntgenstraße untergebracht - 1994 eine Ausstellung gewidmet hat: auf den Schriftsteller, Kulturphilosophen und "utopischen Sozialisten" Gustav Landauer; auch er war einst ein Zögling des seinerzeit noch "Großherzoglichen Gymnasiums".³⁷ Mit Landauers sozialutopisch-anarchistischen Ideen stimm-

te Celan in vielen seiner Ansichten überein; er besaß fast alle Schriften des bei der Niederschlagung der Münchner Räterepublik 1919 ermordeten Idealisten; nur dessen in Martin Bubers monographischer Reihe *Die Gesellschaft* erschienener Band *Revolution* fehlte ihm noch; und er bat mich, nach einem antiquarischen Exemplar Ausschau zu halten.³⁸ Martin Buber war mit Landauer freundschaftlich verbunden; er gab in den zwanziger Jahren eine zweibändige Briefausgabe heraus; und in seiner erst nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlichten Schrift *Pfade in Utopia*, die den sogenannten "utopischen Sozialisten", darunter Proudhon und Kropotkin, gewidmet war, galt ein zentrales Kapitel Gustav Landauer. An dessen Schluß verband Buber - inzwischen in Israel lebend - Landauers Vorstellungen mit seinen eigenen:³⁹

"Sozialismus kann nie etwas Absolutes sein. Sozialismus ist das jeweilige Werden von Menschengemeinschaft im Menschengeschlecht, im Maße und in der Gestalt dessen, was jeweils, in jeweils gegebenen Bedingungen, gewollt und getan werden kann. Allem Verwirklichtem droht die Erstarrung; das heute glühend Lebendige kann morgen verkrusten und übermächtig geworden das morgen aufwärts Drängende niederhalten."

Heute, in dieser vielleicht utopiefiernten aller Zeiten, da nur noch das Diktat des "terreur économique" gilt, mögen solche Sätze schwärmerisch erscheinen; und sie entsprechen tatsächlich einem dichterischen Text. Aber es ist ja auch nur die Dichtung, in der das Utopische - das nicht mit der uns jetzt mehr und mehr geistig entmündigenden "virtuellen Realität" gleichgesetzt werden darf - aufbewahrt werden kann, unabhängig von einer möglichen oder unmöglichen Rezeption.

Wir berühren hier, wo ich die Auswahl aus einigen meiner "Begegnungen" abbreche, das uns immer wieder mahnende Thema der Vergänglichkeit; zumal, wenn, wie heute Abend, soviel Vergangenheit heraufgeholt worden ist. Hebel hat diesem Thema das bedeutendste seiner *Alemannischen Gedichte* gewidmet, und ich möchte nicht schließen, ohne wenigstens einige Zeilen dieses "Gesprächs auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach, in der Nacht" zwischen dem "Aetti" - dem Vater - und seinem "Bueb" in Ihre Erinnerung zu rufen; nicht den grandios apokalyptischen Schluß, sondern einiges aus dem Anfang:⁴⁰

Der Aetti seit:

Du guete Bursch, 's cha frili sy, was meinsch?
s'chunnt alles iung und neu, und alles schlicht
im Alter zue, und alles nimmt en End,
und nüt stoht still. (...)
(...) - und bis de bisch wien ich,
e gstandne Ma, se bin i nümme do,

und d'Shof und Geiße weide uf mim Grab.
 Jo wegerli; und 's Hus wird alt und wüst:
 der Rege wäscht der's wüster alli Nacht,
 und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
 und im Vertäfer popperet der Wurm.
 Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfißt
 der Wind dur d'Chlimse. Drüber thuesch du au
 no d'Auge zue; es chömme Chindes-Chind
 und pletze dra. Z'letzt fuult's im Fundement
 und s'hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
 zweytuusig zehlt, isch alles z'semme g'keit.
 Und's Dörfli sinkt no selber in si Grab.

Es sind bald zweihundert Jahre her, seit Hebel dieses Gedicht geschrieben hat; und das hier als zukünftig apostrophierte Jahr 2000 steht schon bald vor der Tür. Was alles "z'semme g'keit isch", in diesem Jahrhundert zweier Weltkriege, brauche ich nicht zu benennen. Wenn ich den letzten Jahren gelegentlich als Besucher durch die Straßen der Stadt meiner Kindheit ging, in denen so vieles nicht mehr wiederzuerkennen war, dann drängten sich mir manchmal die Schlußzeilen des Eingangsgedichts zu Heimito von Doderers Roman *Die Strudlhofstiege* auf:

Viel ist hingesunken, uns zur Trauer.
 Und das Schöne hat die kleinste Dauer.

Jedesmal, wenn ich das gotische Freiburger Münster wieder bewundere, dann bemerke ich, wie erneut zahlreiche Skulpturen, die sich über fünfhundert Jahre hin unbeschädigt erhalten haben, durch Nachbildungen ausgetauscht werden mußten, weil die Luft, die wir vergnüglich, leistungsorientiert und tempobewußt vergiften, sie zersetzt hat. Die Zeichen sind da; aber wer beachtet sie?

Kehren wir zur Dichtung zurück, zu der uns auch dieses Museum, im Hebelschen Sinne unauffällig belehrend, hinführen möchte. Das Utopische, sagte ich, sei in ihr aufbewahrt; und damit imaginäre Ziele, auf die sich unsere Hoffnungen richten möchten, auch wenn wir wissen, daß Hoffen stets ein "sperare contra spem" einschließt. In Hölderlins *Hyperion* - so komme am Ende auch ein Schwabe zu Wort - findet sich inmitten jener leidenschaftlichen Scheltrede, in der des Dichters "Leiden an Deutschland" - genauer gesagt: an "den Deutschen" - einen so wortgewaltigen Ausdruck findet, eine Stelle, in der ein poetisches Wunschbild, ein ganz und gar utopisches, durchbricht. Mit ihm möchte ich schließen:⁴¹

"O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volke und gerne mag der Fremde sich verweilen."

ANMERKUNGEN

1. Prof. Dr. Otto Homburger, geb. in Karlsruhe 1882, 1919-1930 Konservator am Badischen Landesmuseum, seit 1938 in Bern.
2. Vgl. Esther Ramon, "Die Familie Homburger aus Karlsruhe", in: Juden in Karlsruhe. Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung. Hrsg. von Heinz Schmitt unter Mitwirkung von Ernst Otto Bräuchle und Manfred Koch. Karlsruhe 1988 (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs 8), S. 465-470.
3. Vgl. Curjel & Moser. Städtebauliche Akzente um 1900 in Karlsruhe. Ausstellung und Redaktion: Wilfried Rößling u.a., Karlsruhe: Badischer Kunstverein. Vgl. Anm. 34.
4. Marlene Angermeyer-Deubner, "Die Kunsthalle Karlsruhe - Der Beginn einer modernen Sammlung. Willy F. Storck (1920-1927) und Lilli Fischel (1927-1933) Teil I." In: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg. Bd. 34, 1997, S. 51-103. - Ferner: Kunst in Karlsruhe 1900-1950. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. Ausstellung im Badischen Kunstverein 1981, S. 46-102: Karl-Ludwig Hofmann u. Christmut Präger, "Kunst in Karlsruhe von 1919-1933"; S. 102-128: Michael Koch, "Kulturkampf in Karlsruhe - Zur Ausstellung 'Regierungskunst 1919 bis 1933'".
5. Vgl. "Für die Kunst!" Herbert Tannenbaum und sein Kunsthaus. Ein Galerist - seine Künstler, seine Kunden, sein Konzept. Reiß-Museum der Stadt Mannheim 1994. Ausstellungskonzeption: Karl-Ludwig Hofmann, Christmut Präger und Karin von Welck.
6. Vgl. Joachim W. Storck, René Schickeles Haus in Badenweiler. Marbach a.N. 1995 (Spuren 29). - Ders., "Rebellenblut in den Adern". René Schickele als politischer Schriftsteller. In: Recherches Germaniques No.9, Strasbourg 1979, S. 278-307.
7. Vgl. Kunst in Karlsruhe 1900-1950, a.a.O. S. 48-50, 68-73. - Ferner: Peter Pretsch, "Juden im Karlsruher Kulturleben des 19. und ersten Drittel des 20. Jahrhunderts", in: Juden in Karlsruhe, a.a.O. S. 359-362. - Alfred Mombert. Ausstellung zum 25. Todestag. Badische Landesbibliothek Karlsruhe 1967. Katalog von Dr. Ulrich Weber.
8. Vgl. Annette Ludwig, Wladimir von Zabotin. 1884-1967. Ausstellung BBK Karlsruhe 4.12.1994-15.1.1995.
9. Vgl. Wilhelm Zentner, "Johann Peter Hebel und das Karlsruher Gymnasium". In: Jahresbericht 1959/60 des Bismarck-Gymnasiums Karlsruhe, S. 7-18
10. Vgl. Bismarck-Gymnasium Karlsruhe, 400 Jahre Gymnasium illustre 1586-1986. Festschrift. Darin S. 388-406: Gunther Treiber, "Spurensuche. Das Bismarck-Gymnasium im III. Reich".
11. Ludwig Marum, Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau. Ausgewählt und bearbeitet von Elisabeth Marum-Lunau und Jörg Schadt. Mit einem Lebensbild von Joachim W. Storck. Hrsg. von den Stadtarchiven Karlsruhe und Mannheim. Karlsruhe 1988.
12. Zu Elisabeth Lunau-Marum: jw., "Mittlerin unter den Menschen", in: Badische Neueste Nachrichten. Karlsruhe, Nr. 130, 9. Juni 1988. - The New York Times, June 11, 1998: "Deaths".

13. René Schickele, Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. von Hermann Kesten unter Mitarbeit von Anna Schickele. Köln-Berlin 1959, S. 1037 ("Tagebücher").
14. Annette Kolb, René Schickele, Briefe im Exil 1933-1940- In Zusammenarbeit mit Heidemarie Gruppe hrsg. von Hans Bender. Mainz 1987, S. 41.
15. Ebd. S. 133 (Nice-Fabron 15.7.1934).
16. Jugend und Welt. Band 2. Hrsg.: Rudolf Arnheim, E.L.Schiffer. Berlin-Grunewald o.J. (1929), S. 264.
17. Gustav Klingenstein, "Der Deutschunterricht am Gymnasium", in: 350 Jahre Gymnasium Karlsruhe. 1586-1936. Festschrift. Karlsruhe 1936, S. 29.
18. Ebd. S. 32.
19. Harry Pross, Memoiren eines Inländers. 1923-1993. München 1993.
20. Annette Kolb, Memento. Frankfurt .M. 1960, S. 21.
21. Verheiratet mit Dr. Norbert Bernheimer, Mitinhaber der Firma Vogel & Bernheimer, Knielingen/Maxau-Ettlingen, die Anfang 1938 "arisiert" wurde.
22. Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl von Martin Buber. Leipzig 1921.
23. Eugen Sachs, "Griechisch und Deutsch", in: wie Anm. 17, S. 47.
24. Wie Anm. 5, S. 29.
25. Wie Anm. 13, S. 1261 (Vence, 13.10.1938).
26. Dr. Franz Blumenfeld (geb. 1879) schrieb am 23.4.1964 nach Karlsruhe: "Ich habe auch dann noch manche aufrechte und mutige Freunde gehabt. Aber ich habe auch viele gute Menschen gesehen, die der Massensuggestion oder dem Druck oder der Gefahr nicht mehr widerstehen konnten." In: Josef Werner, Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich. (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs 9), Karlsruhe 1988, S. 147.
27. Friedrich Moos, der Inhaber, und seine Frau Clara wurden 1940 nach Gurs deportiert und 1942 in Auschwitz ermordet. - Über die Bedeutung der Galerie Moos in den zwanziger Jahren vgl. "Ohne 'Moos' nichts los", in: Kunst in Karlsruhe 1900-1950, a.a.O. S. 50-62.
28. Siehe Hakenkreuz und Judenstern, a.a.O. S. 154-156.
29. Elisabeth Marum-Lunau, "Boches ici, Juifs là-bas". Correspondance d'exilés du III. Reich (1934-1942), présentée par Jacques Grandjonc. Aix-en-Provence 1997.
30. Carl Einstein. Prophet der Avantgarde. Hrsg. von Klaus Siebemhaar in Verbindung mit Hermann Haarmann und Hansgeorg Schmied-Bergmann, Berlin 1991. - Ferner: Hansgeorg Schmidt-Bergmann, "Die Stadt der Langeweile". Carl Einstein und Karlsruhe. Marbach a.N. 1992 (Spuren 19).
31. Marie Curjel, geb. Hermann, geb. in 1872 in Karlsruhe, Freitod am 27.4.1940.

32. Johann Peter Hebel, Poetische Werke. München 1961, S. 151 f.
33. Wilhelm Hennis, Politikwissenschaft als Beruf. Erzählte Erfahrung eines 75-jährigen. Vortrag, gehalten am 5. Februar 1998 in der vom Studium Generale der Universität Freiburg veranstalteten Reihe "Erzählte Erfahrung" (Privatdruck).
34. Hans Curjel, "Brechts Antigone-Inszenierung in Chur 1948", in: Brecht. Gespräch auf der Probe. Zürich 1961, S. 9-19. - Joachim W. Storck, "In memoriam Hans Curjel", in: Badische Neueste Nachrichten, Karlsruhe, 12.1.1974.
35. Carola Giedion-Welcker (Hrsg.), Anthologie der Abseitigen. Zürich 1946.
36. Vgl. Fritz Werner, "...ein gedicht soll kraft zum leben geben". Erinnerung an Rainer M. Gerhardt. In: Allmende 32/33, 12. Jahrgang 1992, S. 185-202. - Fragmente, eine internationale revue für moderne dichtung, hrsg. von rainer m. gerhardt unter mitarbeit von renate gerhardt. Freiburg i.Br. 1. Heft 1951.
37. Vgl. Ulrich Weber, "Gustav Landauer(1870-1919). Reifeprüfungsjahrgang 1888", in: wie Anm. 10, S. 370-384.
38. Gustav Landauer, Die Revolution (Die Gesellschaft. Hrsg. von Martin Buber, Bd. XIII), Frankfurt a.M. 1907).
39. Martin Buber, Pfade in Utopia. / Über Gemeinschaft und deren Verwirklichung. Heidelberg 1985, S. 91-109; 315-348. - Erstauflage: Pfade in Utopia, Heidelberg 1950.
40. Wie Anm. 32, S. 643 f.
41. Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. von Jochen Schmidt. Band 2, Frankfurt a.M. 1994, S. 171.